

**1977-2012
Extrablatt
zum 35-jährigen
Dienstjubiläum
des Stadtwanderers
Bert Brune.
Mit drei Geschichten
aus dem ersten
Jahr!**

Alltagsgeschichten



aus Köln  **von 1977**

Eine Runde

**um den Block
bis heute**

Vorwort zum Extrablatt

Köln-Zollstock im Januar 2012

Liebe Leserinnen und Leser,

während hierzulande der Terrorismus, in den USA Jimmy Carter und aus Osteuropa die „Charta 77“ für Schlagzeilen sorgen, zieht in Köln ein 34-jähriger Gymnasiallehrer in die Südstadt, wo er das „kreative Potenzial“ zu Hause weiß;

während 1977 die Nachrufe auf Carl Zuckmayer, Sepp Herberger, Ludwig Erhard, Ernst Bloch, Elvis Presley und Charles Chaplin erscheinen, gründet Bert Brune eine Wohngemeinschaft. Seinen Lehrerjob hängt er an den Nagel, damit er am kreativen Potenzial endlich teilhaben kann. Dieses pflegt sich bevorzugt ab 23 Uhr in Südstadtkneipen wie dem vom Böll-Neffen Clemens geführten „Chlodwig-Eck“ (Foto rechts) zu entfalten;

während vor 35 Jahren die erste Ausgabe der „Emma“ erscheint, Günter Wallraff in „Der Aufmacher“ die Praktiken der BILD-Zeitung entlarvt und „Amnesty International“ den Friedensnobelpreis erhält, erzählt Bert Brune in „Künstler werden ist nicht schwer“, wie er seine Aquarelle zu verkaufen versucht, bis er von der viel versprechenden Idee einer Verlagsgründung hört und ein Tintenfisch ihm endlich die Augen öffnet;

während andere sich immer nur erinnern, was früher anders, besser und vor allem nicht so teuer war, bringt Bert Brune als Stadtwanderer bis heute stets sofort und authentisch zu Papier, was er auf seinen Runden so alles erlebt, zu Ohren bekommt, beobachtet und sich dabei denkt;

während auch 2012 Rückblicke die Vergangenheit (v)erklären, lädt Bert Brune zu seinem 35. Dienstjubiläum ein, ihn auf „Eine Runde um den Block“ zu begleiten. Und zwar mit jenen drei Kurzgeschichten aus dem gleichnamigen Buch, die er im Jahre 1977 verfasst hat – und deren Präsentation als Extrablatt im pdf-Format mir eine große Ehre ist.

Ihnen viel Spaß beim Lesen –
und auch weiterhin viel kreatives Potenzial
wünscht dem Stadtwanderer sein Verleger



**KÜNSTLER WERDEN
IST NICHT SCHWER ... (1977).....4**



**DER
GEPÄCKTRÄGER (1977)13**

BESUCH IM MORGENGRAUEN (1977).....15



**... ODER BESSER GLEICH
DAS GANZE BUCH20**



KÜNSTLER WERDEN IST NICHT SCHWER ... (1977)

Eines Tages stand ich in meiner schnuckeligen gemütlichen Bank in der Nähe des Chlodwigplatzes, um ein paar Mark vom Konto abzuheben – als der Mann hinterm Schalter mich auch schon aus der Reihe der Wartenden herauswinkte. Ich begab mich zum Tresen. Der Mann hatte bereits meine Auszüge vor sich liegen. „Herr Brune“, sagte er ruhig und blickte durch das Fenster auf die Straße und strich mit den Fingern über seine Krawatte, „was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?“ – „Ja?“, fragte ich, „ w o b e i gedacht?“ – Sein schlanker, weißer Finger zeigte auf eine bestimmte Stelle des neuesten Kontoauszuges. Dort stand die Zahl 936. Hinter dieser Zahl ein großes „S“. – „Oh“, sagte ich, „so viel ist es geworden? Da kommt in den nächsten Tagen bestimmt wieder was drauf.“

Der Bankangestellte blickte mich mit aufmerksamen Augen an. „Sie hätten Ihr Konto überhaupt nicht überziehen dürfen. Sie haben ja nicht einmal einen Dispositionskredit beantragt. –Der würde Ihnen, nebenbei gesagt, bei Ihren unregelmäßigen und geringen Einkünften auch kaum gewährt werden.“ Der Bankmensch richtete sich auf. „Ich denke, wir gehen so vor. Ich mache hier einen Vermerk. Bis zum Monatsende wird Ihnen kein Geld mehr ausgezahlt – bis Sie das Minus beseitigt und das Konto gedeckt haben. Halten wir es so?“ Ich grinste betreten vor mich hin und verdrückte mich sehr schnell. Na ja, tröstete ich mich, nachdem ich mich von meinem ersten Schrecken erholt hatte, es ist eigentlich kein Wunder: Der Mann malocht acht Stunden täglich – und mich sieht er vielleicht vormittags um elf oder zwölf in der Bank auftauchen: gut ausgeschlafen, um dann wieder in der Sonne zu verschwinden. Und er muss zu seinen Zahlen zurück und den Geldhaufen, die ihm gar nicht gehören. Werden wir diesem losen Burschen mal ein wenig auf die Füße treten, wird der Mann gedacht haben, man muss ihn mit den Realitäten des Lebens vertraut machen, er braucht eine starke Hand.

Tatsächlich hatte ich damals meine Arbeit als Lehrer am Gymnasium gekündigt. War arbeitslos geworden. Ich wollte ein neues Leben anfangen, mich ganz der Kunst wid-

men, ging viel spazieren und schrieb zu Hause Geschichten, Gedichte – und malte Aquarelle. Erst erhielt ich Geld vom Arbeitsamt, dann nicht mehr. Ich jobbte. Mal dies, mal jenes. Allerdings kamen die Jobs nicht immer so rein, wie es sein sollte.

Wie gesagt, ich verstand durchaus meinen väterlichen Freund, der sich bisher immer korrekt und höflich und zuvorkommend gezeigt hatte. Es hatte sich eben mal wieder eine Finanzlücke aufgetan. Und das Problem war: Wie komme ich jetzt an ein bisschen Kleingeld? Schließlich mussten nicht nur die Bankschulden, sondern beispielsweise auch mein obligatorischer Frühstückskaffee im Merzenich und das Kölsch beim Clemens, dem Wirt, bezahlt werden. Es war mir klar, es musste sich was Entscheidendes tun. Die Tage verstrichen. Bedrückt saß ich eines Nachmittags am Tisch und sah zu, wie Gilla Wäsche aus der Maschine nahm und an die Leine hängte, – bedrückt vor allem deshalb, weil ich morgens vier Stunden vor der Jobvermittlung der Universität herumgesessen hatte, – ganz umsonst, denn für die zirka achtzig Bewerber lagen nur sechs Arbeitsangebote vor. Die Warterei hatte mächtig an den Nerven gezerrt. „Wenn du doch deine Bilder verkaufen könntest“, seufzte Gilla, die sich zu mir gesetzt hatte. Es war richtig: Ich, der Künstler, der ich zu sein glaubte, malte und schrieb mir die Finger wund, – aber, keine Kohle, kein Umsatz. Sicher, bisher war ich einigermaßen über die Runden gekommen. Und Sprüche wie – „Ein echter Künstler muss Geduld haben, in zehn Jahren rollt das große Geld an“ – kamen mir flott über die Lippen.

Aber jetzt sah alles anders aus. Den Idealismus konnte ich mir nicht mehr leisten. Wenn mir jemand zweihundert oder dreihundert Mark für meine früher „unverkäuflichen“ Werke gegeben hätte, ich wäre sofort einverstanden gewesen. Leider kam kein Kunsthändler, kein Mäzen und blätterte mir die Scheinchen hin. Plötzlich sagte Gilla: „Wenn die Käufer nicht zu d i r kommen, warum gehst du nicht zu i h n e n ?“ – „Was soll das heißen?“ – Aber es war nur so eine leicht hingeworfene Bemerkung von ihr gewesen. Sie machte sich ihren Caro-Kaffee und las im „Stern“. Bei mir jedoch hatte es gefunkt. Warum eigentlich nicht? War doch gar nicht so dumm, die Idee. – Schließlich, so fiel mir ein, hatte Walt Whitman, der amerikanische Dichter, seine Werke auch selbst an der Haustür verkauft. Und viele andere Künstlerkollegen

ebenso. Klinken putzen, das war die Idee! Ich war wie elektrisiert. Der Künstler zieht von Haus zu Haus und bietet seine Werke an wie andere Schuhriemen oder Heftpflaster. Wurde es eine Pleite, so war es doch ein Abenteuer.

Am nächsten Morgen war ich allerdings nicht mehr so begeistert. Nur, mir blieb kaum eine andere Wahl. Denn vor der studentischen Jobvermittlung die Zeit totschlagen wollte ich nicht. Außerdem hatte ich eine zu kesse Lippe riskiert. Vor Gilla, und auch vor Werner, der zum Frühstück herübergekommen war, konnte ich schlecht einen Rückzieher machen. So verabschiedete ich mich scheinbar gut gelaunt – und verschwand, die Tasche mit den Bildern am Arm, aus der Wohnung. Was die Bilder betraf: Ich hatte mich doch nicht getraut, die „echten“ mitzunehmen. Früher hatte ich bloß gelächelt, wenn ich von Künstlern hörte, die sich drehen und wenden, bevor sie eins ihrer Bilder, wenn auch möglicherweise für eine Menge Geld, aus den Händen geben. Offenbar bloß eine alte Verkaufsmasche, um die Preise hochzutreiben. Aber jetzt – ich brachte es nicht übers Herz. Was habe ich davon, wenn ich hundert oder zweihundert Mark für ein Bild eintausche? Ein paar mal draußen zu Mittag gegessen, und schon wäre das Geld futsch. Und ich hätte ein Stück von mir verloren, eine ganz persönliche Empfindung, hätte ein Bild, das nie wieder in dieser Form würde entstehen können, einem völlig Fremden überlassen. Immer wieder hatte ich, Wochen oder auch Monate nach ihrer Vollendung, meine Bilder hervorgeholt, sie angesehen, mich daran erfreut, Erinnerungen in mir wachgerufen. – Jedes einzelne würde mir fehlen. – Außerdem: Was verkauft sich bekanntlich besser als Kitsch, Pseudo-Kunst? – Also hatte ich an jenem Nachmittage meine Runde gedreht, mir entsprechende Motive gesucht – Bäume, Landschaften, Tiere – und losgelegt. Von acht Entwürfen hatten mir fünf gar nicht so schlecht gefallen. Trotzdem, mit ziemlich gemischten Gefühlen stand ich vor meinem ersten Einsatzort, einer Apotheke in der Nähe des Chlodwigplatzes. Denn das war mein Trick: Das schnelle Geld bei Leuten zu verdienen, die es hatten – wobei mir zuerst die Ärzte und die Apotheker einfielen.

Ich trat also durch die Tür und sagte „Guten Tag“ zu dem jungen Mann im weißen Kittel, der aus den hinteren Räumen hergeschlendert kam. „Ich bin ein Maler aus

der Südstadt hier. Wie ich sehe, haben Sie viel Platz an den Wänden über den Regalen. Ich denke, ein oder zwei bunte Aquarelle – auf dem dunklen Untergrund dort – würden sehr gut aussehen. Meinen Sie nicht auch?“ Ich hielt ihm meine Tasche mit den Bildern offen hin, so dass er einen Blick hineinwerfen konnte. Aber der junge bleiche Mann bemühte sich keineswegs. „Wir brauchen keine Bilder“, sagte er und schob einen Notizblock auf dem Tisch neben sich zurecht, so dass er parallel zur Kante lag. „Wirklich nicht?“ – „Nein.“ Er trat einige Schritte zurück und sah mir mit ausdruckslosem Gesicht nach, wie ich, die schwere Tasche unterm Arm, durch die Tür verschwand. – Fehlanzeige. Ich biss die Zähne zusammen. So leicht machen die mich nicht fertig ... Die nächste Apotheke. Eine sanfte Blondine trat auf mich zu. „Ich bin Maler aus der Südstadt ...“, ließ ich meinen Spruch los. Das Mädchen lächelte sogar gewinnend. Und ich durfte ein Bild hervorholen. „Sehr schön. Aber, ich selbst kann das nicht entscheiden. Der Herr Doktor ...“ – Sie verschwand. Getuschel hinter den Regalen. Nach einiger Zeit kam sie wieder. „Der Herr Doktor ist leider nicht da. Tut mir leid.“ – „Macht nichts“, grinste ich jovial, „bis demnächst also.“ – Verfluchte Geizhalse!

Nach vier Apotheken stand ich, die Tasche mit immer noch fünf Bildern am langsam schmerzenden Arm, vor der Informationstafel im Ärztehochhaus. Fast zwanzig Rezeptbeschrifteter auf einen Haufen, so sah ich es, die den ganzen Tag nichts anderes taten, als ihre Unterschriften auf Papiere zu setzen. Und am Monatsende ihren schön angestiegenen Kontostand betrachteten. Immerhin, wie ich wusste, hatten einige außer Interesse fürs Tennisspielen und Mit-der-Assistentin-aus-und-essen-gehen etwas für Bildung und Kunst übrig. Das galt in ihren Kreisen als chic. Dafür leisteten sie sich schon mal eine gewisse Großzügigkeit. Ich stieg also in den geräumigen Fahrstuhl. Der Gynäkologe Offermann hatte zwei weibliche Diener, die ununterbrochen telefonierten und Karten aus den Adressenkästen herausnahmen und wieder einordneten. Ich sah ihnen bei der Arbeit zu und wartete. Schon nach kurzer Zeit kam der Boss selbst den Gang herauf. „Ich bin Maler“, sagte ich, „viele Wartezimmer in Arztpraxen sehen, wie ich festgestellt habe, oft sehr nüchtern und kahl aus. Ich habe einige Aquarelle gemacht, von denen ich glaube, dass sie auf Patienten einen positiven Einfluss haben.“ Der hochgewachsene Doktor sah mich durch seine Brillengläser

neugierig, und, wie mir schien, ziemlich amüsiert an. „Lassen Sie mal sehen. Hm ...“, sagte er, „... an sich nicht schlecht. Ich brauche sogar Bilder. Aber, die sind mir zu grell. Die Leute wollen milde, sanfte Farben, das beruhigt. – Nein, tut mir leid.“ Ich war nicht einmal sehr enttäuscht. Immerhin, es war ein Ansatz gewesen. Er
b r a u c h t e Bilder. Und, ich fing ja gerade erst an.

Ein Stockwerk höher hatten zwei junge Orthopäden ihre Praxen zusammengelegt. Vier weißgeschürzte Mädchen rasten über den Gang, gaben sich die Türklinken in die Hand. Zwischen ihnen schlurften bleich und matt die Patienten umher. Schließlich konnte ich einen der Doktoren, der aus dem Sprechzimmer kam, um aufs Klo zu gehen, stoppen. Es schien bei ihm sehr dringend zu sein. „Bilder?“, rief er, „vielleicht. Aber heute geht’s nicht. Keine Zeit. Lassen Sie Ihre Adresse hier. Wir rufen Sie an.“ Schon fiel die Tür ins Schloss.

Sechs Ärzte hatte ich hinter mir. Es reichte. Meine Bomben-Idee war doch nicht das Gelbe vom Ei, wie es aussah. Die Tasche hing mir wie Blei in den Fingern. Meine Knie zitterten, denn um schnell zu sein, ließ ich den Fahrstuhl erst gar nicht kommen, sprang sofort die Stufen rauf. Übrigens kam mir die ganze Aktion auch nicht besonders abenteuerlich vor. Es war einfach bloß anstrengend. Und ich spürte, dass diese Übung mein Selbstbewusstsein keineswegs gefördert hatte. Im fünften Stock hatte Dr. Gorsky seine Räume. Orthopäde. Wie gesagt, ich hatte eigentlich keine Lust mehr und wartete bloß noch auf den Fahrstuhl zwecks Heimreise. Nur, die Tür vom Herrn Doktor stand einen Spalt auf. Ich trat langsam näher. Die Tür stand deshalb auf, weil sie Frischluft durchlassen sollte. Bei Dr. Gorsky drängelten sich nämlich die Patienten bereits im Gang. „Womit kann ich Ihnen dienen?“, rief auch schon das diensthabende Fräulein energisch über die Köpfe der Leute hinweg. Ich schob mich zu ihr durch. „Na ja“, sagte ich matt. „Ich bin Maler, versuche, ein paar Bilder zu verscherbeln. Meinen Sie, ich hätte ’ne Chance?“ – „Warum nicht.“ Sie drückte einen Knopf vor sich auf dem Pult und sprach in ein Mikro. „Geradeaus, zweite Tür rechts“, sagte kurz darauf die Dame. Ich war geplättet. Der Boss ließ mich durch die von Rheuma und Gicht geplagten Patienten nach vorn durchstoßen.

Offensichtlich hatte er die Nase voll vom Geldverdienen – und brauchte mal andere Gesichter um sich als die schmerzverzerrten Mienen seiner Zöglinge. In der Tat wischte sich der Mittvierziger den Schweiß von der Stirn. „Wieder heiß heute, nicht wahr?“ – „Genau“, sagte ich. Übrigens schenkte er mir nur einen flüchtigen Blick, sondern interessierte sich sofort für die Bilder, die ich ihm aus der Tasche ziehen musste. „Dorothee!“ – Dorothee, seine Frau oder Freundin, wie ich vermutete, eine vitale pummelige Dame, die die Haare streng nach hinten gekämmt trug, kam aus dem Nebenzimmer. „Meinst du nicht auch, Dorothee, dass wir für die Wartezimmer Bilder gebrauchen könnten?“ – „Hm“. Dorothee beugte sich ein wenig vor und fixierte meine Kunstwerke scharf. – Sie schien nicht besonders begeistert. Dr. Gorsky nahm von meinen fünf Aquarellen vier heraus und stellte sie an die Wand und betrachtete sie aus der Ferne. „Sehr schön. Sollen wir die nicht nehmen?“ – „Drei“, sagte Dorothee, „drei reichen auch.“ Ich musste den beiden eine Quittung ausstellen – so was kann man ja von der Steuer absetzen – dann stand ich draußen. Die Tasche war plötzlich federleicht.

Ich wartete nicht auf den Fahrstuhl, sondern flog nur so die Stufen hinab. Draußen strahlte die Sonne. Es war zwölf Uhr. Ich nach Hause. Werner und Gilla saßen noch am Frühstückstisch, gewöhnlich ließen sie sich dabei viel Zeit. „Na, so schnell zurück?“ Ich stellte die Tasche an ein Tischbein, setzte mich ruhig hin. „Ich hatte keine Lust mehr.“ Die beiden sahen mich mitfühlend an. „Es ist eben nicht so einfach, mit Kunst Geld zu machen. Man muss Geduld haben.“ Ich blickte auf die Uhr an der Wand. „Ich bin ungefähr eine Stunde unterwegs gewesen“, sagte ich, „in Zukunft werde ich nicht länger als diese eine Stunde pro Tag arbeiten. Arbeit ist Sünde, heißt es.“ – „Diese Einstellung kann man sich allerdings nur leisten, wenn man den entsprechenden Stundenlohn hat“, ergänzte ich lässig. Und ich stand auf, griff in meine Hosentasche und ließ von einer schönen Höhe einige Zwanzig-, Zehn-, aber auch Fünzigmarkscheine auf die Marmeladengläser, Käsescheiben, Brotschnitten herabfallen. Werner und Gilla bekamen Stielaugen. Das Leben kann sehr angenehm sein, dachte ich. Sich den Unterhalt zu verdienen schien für mich in Zukunft ein Kinderspiel zu sein. Ich würde ein paar Aquarelle herstellen, gängiges Zeug, kein Ehrgeiz, Hauptsache, das Geld stimmt. Maximal drei Stunden Arbeit am Tag, rechnete ich mir aus, und alles war gelaufen. So blieb mir Zeit für wirkliche, echte Produktivität.

Zwei Tage ließ ich verstreichen. Ich brauchte schließlich ein bisschen Erholung. Dann malte ich einige schnelle Bilder, packte sie eilig in die Tasche – und los. Der Restbestand an Ärzten im Hochhaus brachte nichts. Aber ich hatte mir das Branchenbuch hervorgeholt und einige Adressen aufgeschrieben. Die Ärzte konzentrierten sich in der City und am Ring. Wieder war es richtige Knochenarbeit. Doch ich tröstete mich: Lieber hier ein paar Tropfen Schweiß vergießen als acht Stunden im Büro oder in dem Lager einer miesen Klitsche sich vom Chef oder den Kollegen nerven zu lassen. Freies Unternehmertum, das war das einzig Wahre ... Treppauf, treppab, zwei Stunden lang – und kein einziges Bild unter die Leute gebracht. Ich machte Kniebeugen, Diener, lächelte, schmeichelte, drohte sogar – aber: Pleite von vorne bis hinten. Vielleicht lag es auch daran, dass dunkle Wolken sich über den Dächern zeigten und heftig Regen plätscherte. Ich musste eine Plastik-Tüte organisieren und über die Tasche legen. In den Schuhen stand bald Wasser. Aber ich konnte mich ja nicht unterstellen und auf bessere Bedingungen warten. Jetzt oder nie hieß die Devise.

Mit anderen Worten, ich sah nicht mehr besonders gut aus. Ich war von einem armen, aber optimistischen Künstler zu einem schlaffen, schweiß- und regennassen zerkniterten Penner herabgesunken. Und die sauberen Herren wollten sich mit so einem wie mir offenbar nicht mehr sehen lassen, geschweige denn mit ihm Geschäfte machen. Gilla klopfte mir tröstend auf die Schultern, als ich nach drei Stunden deprimiert vor ihr stand. „Lass es langsam angehen. Du bist immer so ungeduldig. Es lag bestimmt am Wetter.“

Der letzte Kunde, den ich am übernächsten Tag – ich musste mich zwischendurch erholen – besuchte, war ein Tierarzt. Es erübrigt sich wohl zu sagen: Meine Tasche mit den Bildern hing mir auch nach drei Stunden Plackerei wie eh und je bleischwer am Arm. Ein Tierarzt braucht sicherlich auch was Frohes, Helles, Farbiges in seinen Räumen, überlegte ich. Und wirklich, die Leute in dem Wartezimmer, jeder auf dem Schoß ein Hund oder eine Katze, sahen bedrückt und schweigsam vor sich hin, – unter anderem auch deshalb, weil, wie ich erkannte, die Wände kahl und sehr trist aussahen; nur der übliche Abreißkalender hing neben der Tür. Es ging allerdings hier nicht so

steif zu – ich durfte gleich rein zum Meister. Der stand neben dem Operationstisch, die rechte Hand mit der Spritze gegen das Licht haltend und den Flüssigkeitspegel prüfend, wobei er mir einen kurzen Blick zuwarf.

„Was gibt’s?“ – Ich erzählte meine Story, während er nochmals durch die Kanüle der Spritze blickte. Dann fuhr der Arm herab – der Pudel auf dem Tisch, gehalten von den schweren wurstartigen Fingern einer vollbusigen Dame, offenbar der Besitzerin – heulte jämmerlich auf. Der Arzt zog gelassen die Nadel aus dem Fell. „Sie sind also Maler“, sagte er, mit seiner Rechten beruhigend über die Nase des Hundes fahrend, „sehr interessant. – Kennen Sie Kandinsky?“ Ich hielt ihm die Tasche mit den Bildern offen hin. Aber der Doktor beachtete sie überhaupt nicht. „Kandinsky ist ein großer Künstler“, fuhr der Arzt fort, „das erkennt man an der exakten, aber phantasievollen Linienführung – wenn Sie verstehen, was ich meine. Ich male nämlich selbst“, sagte er und trat zum Waschbecken und wusch sich die Hände. „Wenn ich auf Sylt Urlaub mache, setze ich mich an den Strand und male. Und wissen Sie, was ich male? Wellen, nichts als Wellen. Und das Überraschende ist“ – der Mann in dem weißen Kittel kam auf mich zu und sah mich durchbohrend an – „Ihnen kann ich es ja sagen, Sie sind Kollege: Wellen malt man am besten mit dem Kugelschreiber. Mit nichts anderem als mit einem gewöhnlichen Kugelschreiber.“ Mit triumphierendem Blick stand er vor mir, erwartete wohl eine geistreiche Antwort. Der Pudel, immer noch von den kräftigen Fingern der Dame niedergehalten, jaulte weiter vor sich hin. Ich grinste. „Tatsächlich?“ Aber der Arzt hatte sich bereits umgedreht und begrüßte einen dicken Mann mit einem Dackel im Arm. Ich nahm meine Tasche und verschwand möglichst geräuschlos. Mehr als brotlose Kunst-Diskussion war hier nicht zu erwarten.

Zwei Tage später – wieder musste ich mich zwischendurch erholen – saß ich vor der Jobvermittlung. Schon morgens um acht. Ich hatte beschlossen, mit „ehrlicher Arbeit“, wie es heißt, mein Geld zu verdienen. Nicht immer aus der Reihe tanzen, sagte ich mir. Kleine Brötchen backen, hieß nun die Devise. Die Hoffnung, mit Kunst schnelles und leichtes Geld zu verdienen, hatte ich aufgegeben. Seinerzeit war ich auf Jobsuche gewesen, um mein Studiengeld, später, um meine Arbeitslosenunterstüt-

zung aufzubessern. Jetzt aber ging's ums Ganze. Ich konnte es mir nicht mehr leisten, nur so aus Spaß ein bisschen in die Arbeitswelt reinzuriechen.

Früher hatte ich mich, wenn die Angebote nicht so günstig kamen, nach zwei, drei Stunden Warterei gewöhnlich nach Hause begeben. Jetzt blieb ich eisern sitzen. Schließlich, ohne Kohle lief nichts mehr. Wie gesagt, kein Kaffee, kein Bier ... Für einige Wochen, Monate war ich aus dem Verkehr gezogen. Nach acht Stunden Schuferei als Möbelpacker, Zeitschriftenstapler oder auch Dachdecker saß ich abends, nach Feierabend, wie man ja so schön sagt, im Zimmer, die Füße hoch, und guckte in die Glotze. Mehr war nicht drin. Die Bilder beziehungsweise die Aquarellblocks verstaubten in der Ecke. Die Schreibmaschine rostete vor sich hin. Das einzige Ziel, das ich ins Auge gefasst hatte, war: viel Geld zu verdienen. Und es auszugeben. Ich hatte mir sogar überlegt, ein Auto zu kaufen. Einfach deshalb, weil alle ein Auto hatten.

Doch dann traf ich Gerd. Gerd ist Maler und Schriftsteller. Also ein ehemaliger Kollege. „Na, wie sieht's aus?“, fragte ich. – „Einerseits schlecht“, sagte er und trank schnell sein Glas Bier aus, um die Gelegenheit zu haben, es wieder voll zu machen, denn Gerd liebte Bier, „hab' nämlich Schulden. – Andererseits ...“ Dann ließ er die Katze aus dem Sack: „Ich habe gerade ein Buch gemacht, im Selbstverlag, zusammen mit meiner Freundin, die das Layout besorgte. Texte und Bilder. Mit Hochglanz und allen Schikanen.“ Ich war beeindruckt. Gerd legte sich krumm, sparte sich jeden Pfennig vom Mund ab – nun, hin und wieder mal ein Bier – opferte sich im Grunde auf für seine Kunst. Und ich ...

Es fraß und fraß in mir. Ich kam nicht mehr davon los. Und eines Tages, als ich im Niehler Hafen jobbte und tief gefrorenen Tintenfisch auspackte, da fiel der Groschen. „Du dicker toter Fisch“, sagte ich zu dem Tier, das ich gerade in der Hand hatte, „du bist durch die Meere geschwommen, warst frei, hast dich wohlgeföhlt, hast getan, wozu du Lust hattest. Sicher, einmal erwischt es jeden. Aber bis es so weit ist: leben, sich nicht mit Nebensächlichkeiten abgeben, das tun, was man wirklich möchte ...“ Und als ich das gesagt hatte, ließ ich den Fisch einfach fallen. Seine langen Arme be-

gannen sich zu bewegen, so gerührt war er. Er war ein Kumpel, schien mir, er verstand mich. Und als ich rausging, fing sogar sein großes Auge an zu tränen. Ich schloss den Spalt der Tür vom Kühlraum, ging über den Hof ins Büro und ließ mir mein Geld auszahlen. Am nächsten Morgen schlenderte ich ruhig durch die City.

Überall schufteten in diesem Moment die Leute, ließen sich vom Chef drangsaliieren. Nur ich, ich hatte endlich den Absprung geschafft. Sicher, das Geld musste einigermaßen stimmen. Aber eben nur einigermaßen. Was drüber hinausging, war Sünde. Das musste ich im Auge behalten. ■

DER GEPÄCKTRÄGER

(1977)

Ich trat durch die Tür der Bahnhofshalle, grüßte zum Gepäckträger rüber, dem schon ziemlich betagten Mann, der mit seiner Karre immer zum Flughafenbus rennt, sobald der auftaucht – da kam der Alte sogar auf mich zu.

„Wir kennen uns, nicht wahr?“ – „Ein bisschen“, sagte ich, „ich habe neulich mal zugeguckt, wie Sie in der Bibel, die Sie da auf Ihrem Wagen liegen haben, blättern.“ – „Ja ja“, sagte er. Er nahm das ziemlich abgegriffene Buch und ließ die Seiten durch die Finger gleiten. „Polnisch. Ich bin nämlich gebürtiger Pole. – Und was machen Sie hier so?“ – „Ich bin arbeitslos“, sagte ich, „und laufe herum und guck’ mir die Leute an.“ – „Arbeitslos“, sagte der alte Mann, indem er sich seine Mütze mit der Aufschrift „GEPÄCKTRÄGER“ zurechtschob, „arbeitslos, das ist nicht gut.“

„Och“, sagte ich, „manchmal, zwischendurch ist es eigentlich nicht schlecht.“ – „Was waren Sie denn früher? Was haben Sie gelernt?“ – „Lehrer.“ – „Lehrer – ein schöner

Beruf.“ – „Na ja“, sagte ich, – „und was haben Sie gelernt?“ – „Ich habe immer auf dem Lande gearbeitet, erst in Polen, dann hier. Ich habe immer viel gearbeitet. Und jetzt mache ich das hier so nebenher.“ – „Und wenn Sie Pause haben, lesen Sie die Bibel.“ – „Sicher“, sagte er, „sind Sie denn nicht religiös?“ – „Es geht“, sagte ich, „ich bin eigentlich katholisch. Aber die Kirche ist mir zu diktatorisch. Und die Priester sind zu vornehm für die einfachen Leute.“

„Hm, hm.“ Der Mann schüttelte zweifelnd den Kopf. „Ich bin auch katholisch, aber“, und er griff in die Tasche und holte seine Briefmappe hervor, „ich gehe seit einiger Zeit zu den Neu-Apostolischen hier. Eine kleine Gemeinde. Ganz freundliche Leute. Jeden Samstag singen und beten sie auf dem Bahnhofsvorplatz. Ich bin sogar getauft worden, erst vor einer Woche. Wenn man als Baby getauft wird, merkt man das nicht. Jetzt als alter Mann habe ich das nachgeholt.“ Und er zeigte mir seinen Taufschein. „Und ich war ganz unter Wasser“, sagte er stolz, „nicht nur so ein bisschen über den Kopf, wie damals, das war doch nichts.“ – „Tatsächlich?“ sagte ich, bewundernd auf den Schein in seiner schwieligen Hand sehend, – „und neunundachtzig Jahre sind Sie schon alt? Dafür sehen Sie ja wirklich fit aus.“ – „Tja“, sagte er, „es geht. – Aber ich bin ganz zufrieden.“

In der Ferne tauchte der Flughafenbus auf. Der Mann gab mir seine Hand. „Auf Wiedersehen. Ich muss los. Und wenn Sie mal wieder in der Nähe sind, kommen Sie nur vorbei ...“

Er fasste an seine große Nase, schniefte einmal kräftig vor sich hin, schnappte sich seinen Karren, schob seine gold-leuchtende Mütze in die richtige Richtung und schaukelte auf seinen kurzen Beinen davon. Drüben legte er die glatten, modernen, sauberen, neuen Koffer der Passagiere auf den Wagen, und die Herren und die Damen schritten in ihren First-Class-Kleidern hinter ihm her. Er, irgendetwas vor sich hinhinmurmeln, die Bibel in der Handgepäckablage zwischen den Griffen verstaut, verschwand mit seinem Karren in der Bahnhofshalle. ■

BESUCH IM MORGENGRAUEN

(1977)

Ich wohnte zusammen mit meinem Kumpel Werner still und zufrieden in der Südstadt, und wir hatten uns angewöhnt, den ganzen Tag – wenn wir gerade mal wieder keinen Job hatten – nur noch Tee zu trinken oder Flipper zu spielen. Wir lasen auch schon lange keine Zeitungen mehr, geschweige denn, dass wir, wie seinerzeit, demonstrativ auf die Straße gingen, um Unrecht und Gewalt anzuprangern. – Wir wollten einfach unsere Ruhe haben.

Da schellte es doch plötzlich, in unserer Idylle, an der Haustür. Nichts Ungewöhnliches sicherlich. Aber, als ich die Augen aufschlug: dunkle Nacht um mich. – Und mit einem Blick auf die Uhr sah ich: halb sieben. Die Leute draußen, wer es auch immer es sein mochte, schellten sogar Sturm. Und Werner, dessen Zimmer vorne lag, blieb nichts anderes übrig, als aufzustehen. Ich hörte, wie er die Tür aufmachte. Gemurmelt. Ich schwang mich ebenfalls aus dem Bett. Und was sehe ich: Im halbdunklen Flur tummelte sich ein Haufen finsterner Gestalten. Überfall! – Hilfe! Polizei! Aber als ich näher trat, sah ich: sie waren schon da, waren es selbst, die da angeschellt hatten – Polizisten. Einige von ihnen waren im friedlichen Zivil erschienen, allerdings hatten sie Taschenlampen in der Hand und der eine oder andere eine Maschinenpistole dabei.

„Wir möchten die Wohnung durchsuchen“, sagte nun ein Mann, der sich nach vorn durchgeschoben hatte, „Hauptkommissar Kernfrei.“ Er hielt mir ein ovales Messing Schild vor das Gesicht. Mir fielen einige Szenen aus Kriminalfilmen ein, die ich im Kino gesehen hatte; so ähnlich war es dort auch zugegangen. Ich blickte also auf diese Messingmarke, dann dem schon etwas älteren Herrn ins Gesicht. „So ein Metallstück“, sagte ich – wie gesagt, es war noch ziemlich früh am Morgen, ich war noch nicht richtig bei mir und ziemlich ungehalten – „so ein Metallstück kann ich in jedem Antiquitätenladen kaufen. Haben Sie nicht noch ein Papier mit Foto und ’nem aktuellen Stempel?“ Nun, Herr Kernfrei war höflich. Er griff in die Tasche und hielt uns kurz seinen Ausweis hin.

„Aber“, meinte Werner dann, „so einen Hausdurchsuchungsbefehl, den müssten wir doch auch gezeigt bekommen, stimmt’s?“ – „Sicher, sicher“, sagte Herr Kernfrei ruhig, während seine Männer an ihm und an uns vorbei in die Wohnung drangen und sich dort verteilten. Einer hatte, wie ich aus den Augenwinkeln bemerkte, bereits in Werners Zimmer die Schreibtischschublade herausgezogen und kramte in den Fotoalben und Familienbildern. „Hier“, sagte Herr Kernfrei, nachdem er in seiner Tasche herumgewühlt hatte und nun mehrere Papiere zum Vorschein brachte. Eins hielt er uns hin. Es war ziemlich dunkel, wie gesagt. Trotzdem runzelte ich die Stirn. „Das soll ein Durchsuchungsbefehl sein?“ Denn er hatte uns tatsächlich ein gar nicht hierher gehörendes Blatt vorgehalten; irgendein Formular vom Finanzamt, wie es aussah. „Oh“, sagte Herr Kernfrei, der nun auch seinen Irrtum bemerkte. Und wir gingen ins Licht, in den allerdings ebenfalls nicht besonders hellen Schein unserer Küchenlampe. Herr Kernfrei blätterte weiter. Und dann hatte er es. „Da.“ Und ich las in der Tat etwas von einer Hausdurchsuchung – aber, es war lediglich ein Vordruck, nicht einmal ein Stempel war zu sehen.

Herr Kernfrei wollte das Blatt schnell wieder einstecken, als ich meinte: „Da fehlt doch wohl was, da ist ja noch gar nichts ausgefüllt, oder?“ – „Ach? Tatsächlich?“ Herr Kernfrei tat sehr erstaunt. „’tschuldigung.“ Und er blätterte weiter, – wohl in der Hoffnung, dass wir die Geduld verlieren und in den Zimmern nach dem Rechten sehen würden. „Sie haben also gar keinen Durchsuchungsbefehl?“, sagte Werner nach einer Weile. „Äh ...“, meinte Herr Kernfrei, „... nun, ich gebe zu, wir haben keinen SCHRIFTLICHEN Befehl. Denn ...“ – und er bekam wieder ein wenig Oberwasser – „... diese Durchsuchung ist von Karlsruhe, von höchster Ebene aus ergangen. Und man kann ja nicht in jedem Fall so ein Papier aufsetzen, nicht wahr? Deshalb genügt eben hier ein MÜNDLICHER Bescheid.“ „Nanu“, sagte ich sehr erstaunt, „das ist ja ganz was Neues, was wir da hören. Mündlich – so was gibt’s nicht. Ich bin nämlich Geschichtslehrer“, fügte ich hinzu, „ich hab’ mich erkundigt. Was soll ich in Zukunft meinen Schülern erzählen? – Demokratie, schön und gut, das Gesetz, vorbildhaft, – nur, die Praxis sieht leider ein wenig anders aus ...?“ Als ich das mit den Schülern sagte, wurde der Hauptkommissar ganz väterlich und menschlich und richtig verlegen. „Sie können ja“, meinte er schließlich, „immer noch Widerspruch einlegen.“

„Übrigens, warum eigentlich diese Aktion?“, fragten wir, „suchen Sie etwa bei uns Terroristen?“ Herr Kernfrei zuckte nur mit den Achseln. Obwohl es klar war: Die RAF-Leute hatte gerade den Industrieboss Hanns Martin Schleyer gekidnappt, die Zeitungen waren voll davon, die Polizei suchte in allen Städten fieberhaft nach dem Entführten. Besonders in Wohngemeinschaften, bei den angeblichen Sympathisanten, glaubten sie, könnten sie sich versteckt haben.

Der Kommissar wandte sich ab und begab sich zu seinen Leuten. Nur einen ließ er zur Bewachung an der Tür zurück, einen jungen Mann, der ziemlich sportlich aussah. Es schien einer von dieser Sondertruppe zu sein, die extra zur Bekämpfung der Terroristen gebildet worden war. Dieser Mensch benahm sich, als wäre er hier zu Hause. Lehnte wie seinerzeit John Wayne im Wilden Westen lässig am Türrahmen, ließ seine Maschinenpistole baumeln und tat alles, um uns einzuschüchtern. Wir hatten den Eindruck: Sobald einer von uns rausging, um etwa nur mal zu sehen, ob unten im Haus noch mehr Uniformierte ständen – kalt lächelnd würde er uns umlegen.

Ich merkte, wie meine Beine kalt wurden, denn ich war in der Eile barfuß und nur in Unterhose zum Empfang der Gäste erschienen – ich zurück in mein Zimmer. Ich war gerade wieder unter die Bettdecke gekrochen, um mich zu wärmen. Und da kam doch ein schon älterer, dünner, glatzköpfiger Mann aus einem der anderen Zimmer herein. „Sie gestatten?“, sagte er, ging an meinem Regal vorbei, warf einen Blick auf die Buchrücken und nahm auch das eine oder andere Buch heraus. Dabei piff er leise vor sich hin, als machte es ihm durchaus Spaß, in fremden Zimmern herumzuwandern und verdächtige Spuren zu verfolgen. Dann kam er zum Schreibtisch. Er stand da im Halbdunkeln und zog eine Schublade heraus und nahm einige Briefe in die Hand, Liebesbriefe von meiner Freundin Helga, blätterte darin herum.

„Da steht sicher Wichtiges drin“, sagte ich, ziemlich sarkastisch, aber auch ziemlich gereizt, eben, weil man sich in diesem Moment doch sehr ohnmächtig fühlt. Aber der Bursche lächelte nur milde vor sich hin. Legte die Briefe zurück. Eine Hand in der Ta-

sche, stand er nun mitten im Zimmer und betrachtete ruhig die Wände; seine Augen blieben sogar lange an der Decke hängen. Bis er den Kopf senkte – und sein Blick mich traf. Ihm schien nämlich plötzlich eine Eingebung gekommen zu sein. Wahrscheinlich machte ich ihm einen zu sorglosen Eindruck. Ich lag da im Bett, den Kopf auf die Hand aufgestützt, und sah ihm in Ruhe beim Arbeiten zu.

„Stehen Sie auf“, sagte er. Ich rappelte mich hoch und stellte mich in Unterhose neben das Bett. Und der Mann, mit spitzen Fingern, hob, wieder leise vor sich hin pfeifend, meine Bettdecke an, dann das Laken, – und ließ beides wieder fallen. Dann bückte er sich und zog die Matratze an einer Seite von der Wand. Während er das tat, sah er mich so von unten herauf an, scharf an. Ich grinste und zog, ich bin ja jedem behilflich, auch die andere Seite der Matratze vor. Und der Mann beugte sich runter und betastete den Boden und die Rückwand. – Schließlich schoben wir, jeder an seiner Seite, das Bett wieder zurück. „Es ist gut“, meinte der Schnüffler, hob grüßend die Hand und ging aus dem Zimmer. Ich folgte ihm nach einiger Zeit. Im Flur bemerkte ich eine Polizistin, die, ich traute meinen Augen kaum, in dem Wäschekorb neben der Badezimmertür unsere schmutzigen Zeug durcheinander brachte.

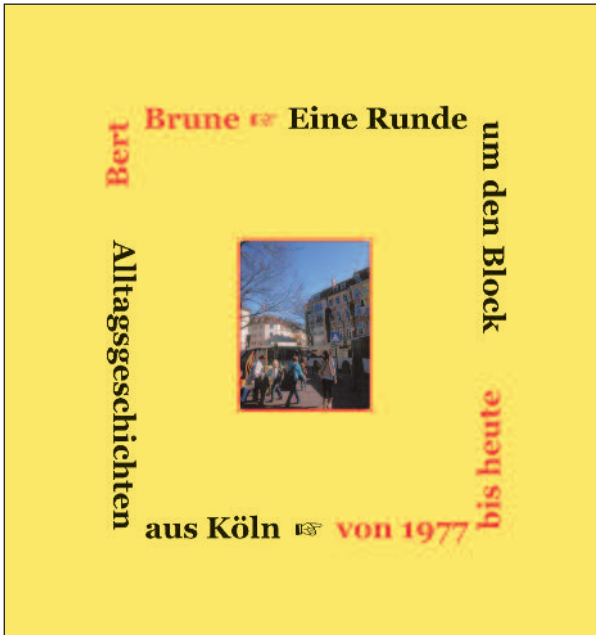
„Finden Sie das gut, was Sie da tun?“ fragte ich. „Meinen Sie, es macht mir Spaß, morgens um fünf aufzustehen?“ – „Warum tun Sie es denn?“ Die Frau blickte kurz hoch, beachtete mich nicht weiter. Der hat keine Ahnung, wird sie gedacht haben. Beruf ist eben Beruf – was soll man machen? Es kommt ein Befehl von oben – und man hat zu gehorchen. Die Durchsuchung hatte ungefähr zwanzig Minuten gedauert. Als letzter verließ der junge Wächter mit der Maschinenpistole die Wohnung.

Wir hörten, wie die Truppe die Treppe heruntermarschierte. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Werner und ich gingen in die Küche und machten Kaffee. Plötzlich merkten wir beim Eingießen, wie uns die Hände zitterten. „Wenn wir nur eine falsche Bewegung gemacht hätten“, sagte Werner, „einer vielleicht nur das Taschentuch rausgeholt hätte, um sich die Nase zu putzen – die waren nervös, sahen überall Terroristen – die hätten wohlmöglich geschossen. Notwehr.“

Ich ärgerte mich vor allem, dass fremde Menschen ohne weiteres in mein Zimmer gehen und in meinen privaten Papieren rumschnüffeln konnten. Das hatte mich doch ganz schön fertig gemacht. Ich ließ es mir deshalb nicht nehmen, gleich am Vormittag dem Polizeipräsidenten von Köln einen Brief zu schreiben – eine Nachfrage wegen des fehlenden Durchsuchungsbefehls. Drei Tage spätere kam tatsächlich eine Antwort. Es hätte eine extreme Gefahrensituation vorgelegen, in so einem Fall sei ein mündlicher Durchsuchungsbefehl ausreichend. Aber er bedanke sich für den Brief, erklärte der Präsident, immerhin hätte ich mich damit als engagierter Staatsbürger erwiesen ... ■

Roland Reischl
RR Verlag

Das Original.



71 Kurzgeschichten: vom Wesen des Boule-Spiels über die Komplikationen beim Internet-Anschluss bis zur jüngsten Künstler-Demo gegen den Abriss des Schauspielhauses. Vor allem jedoch von Menschen, deren Originalität der Leser dank der lebendigen Dialoge fast schon so erleben darf, als wäre er selbst mit dabei gewesen; als Beispiele seien ein bekehrungswütiger Bhagwan-Jünger, eine gerade in Köln angekommene Russland-Deutsche und die Suche nach dem Lieblingsengel auf Melaten genannt. Eine literarische Zeitreise durch eine westdeutsche Großstadt, die auf des Autors Runde zu einem Dorf zusammenschmilzt.

Bert Brune: *Eine Runde um den Block. Alltagsgeschichten aus Köln von 1977 bis heute.* 312 Seiten; 16 x 17 cm. Mit einem Nachwort von Jochen Arlt. ISBN: 978-3-9812648-3-8. Überarbeitete und erweiterte Neuauflage 2010. **14,80 Euro.**

Jetzt bestellen:

Einfach diese Seite der pdf-Datei ausdrucken (Tipp: ohne Seitenanpassung)
und im Briefumschlag verschicken bzw. per Fax an: 0221 368 55 40;

oder mit den unten gefragten Angaben per E-Mail an: rr-verlag@t-online.de
(Absender bzw. Lieferadresse nicht vergessen!)

Der Roland Reischl Verlag bedankt sich für Ihr Vertrauen.

Absender: Vor- und Zuname:.....
Straße, Nr.:.....
PLZ / Ort:.....
Tel./E-Mail (für Rückfragen/Newsletter):

Lieferadresse (falls vom Absender abweichend): Vor- und Zuname:.....
Straße, Nr.:
PLZ / Ort:

Hiermit bestelle ich:*

- *Auf den Spuren von G. Herwegh* ... à 5,95 € =€
- *Mein Rodenkirchen* à 6,00 € =€
- *Kuriositäten auf dem Jakobsweg* ... à 9,90 € =€
- *„Den Himmel ausgebreitet ...“* à 10,00 € =€
- ***Rheinwärts*** à **12,80 €** =€
- ***Eine Runde um den Block*** ... à **14,80 €** =€
- *Der Vorgebirgsrebell* à 19,80 € =€
- *metronom* à 19,80 € =€

Ich habe den Gesamtbetrag von =€
überwiesen auf Konto 292 152 600, BLZ 100 777 77,
Norisbank (Empfänger: Roland Reischl; Vor- und
Zunamen angeben; Quittung folgt mit der Lieferung.

Ich habe unter www.rr-verlag.de die AGB
des Roland Reischl Verlages gelesen und
erkenne diese hiermit an.

Datum: Unterschrift:

* **Lieferung nach Zahlungseingang; mit Quittung sowie
versandkostenfrei (Inland; Ausland pauschal 3,50 Euro).**

Ja, ich möchte den Verlags-Newsletter an o.g. Mail-Adresse erhalten.

Roland Reischl Verlag

Herthastr. 56

50969 Köln